Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Märchenhafte Romane

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

reichenden Stoff dazu geben. Zumal in diesem Jahre, wo sowohl in Berlin als in München eine große Erschlaffung im Wettkampf um die Vorherrschaft in der Kunst oder doch im Kunstausstellungswesen Deutschlands eingetreten ist. Wir haben es darum vorgezogen, in dieser Charakteristik der Berliner Kunstausstellung mehr den Nachdruck auf hoffnungsvolle und entwicklungsfähige Keime als auf Zeichen des Verfalls zu legen, die, wie wir noch hoffen wollen, vielleicht trügerisch sind.

Märchenhafte Romane

Es ist eine Halbgattung, das weiß ich wohl, aber ich habe dafür eine ganz besondre Vorliebe, und da ich nicht Professor der Litteraturgeschichte bin, so kann ich sie verantworten. Das ist aber so gekommen. Ich habe immer sehr viele Romane gelesen, wir sollen ja darin das Leben, das uns umgiebt, wiederfinden und verstehen lernen. Im Leben ist aber vieles nicht so, wie wir es wünschen, und gar vieles ist auch persönlich dem einen und dem andern von uns quer gegangen; man denkt darum lieber nicht daran und spinnt mit seinen Gedanken einen andern Faden weiter. Läßt man sich nun von der Erzählung eines Romans leise und behaglich weiter treiben, plötzlich rennt man an eine fatale Erinnerung, an einen Stein, eine Klippe, die unmittelbar vom Leben hereinragt und uns den Weg verlegt, die Mechanik unsrer Gedanken ist auf einen toten Punkt geraten, und wenn das noch öfter geschieht, möchte man den Roman am liebsten wegwerfen, oder man liest ihn nur mit Überwindung aus einer Art Pflichtgefühl weiter. Das ist im Märchen und in der phantastischen Erzählung anders. Wir werden gerade so fest gehalten, wenn die Darstellung gut ist, als wenn sichs um ganz wirkliche Dinge handelte, aber wir sehen nicht in alle Winkel und stoßen uns nicht an jeder Ecke; es ist, als stünden wir den Gegenständen etwas ferner, sodaß wir nicht alles sehen, und namentlich nicht das Unangenehme. Auch das Triebwerk sehen wir nicht, nur den Effekt, die Erscheinung, und die Gesetze des Handelns sind nicht völlig die unsers Lebens. Und anstatt uns unsanft ins Leben hineinzustoßen, giebt diese künstlich dichtende Erzählung unserm kritischen Verstande Rätsel auf, prüft die Stärke unsers Glaubens und entläßt uns mit Bildern, die uns beim Weitergehen wie farbige Reflexe noch eine Weile unterhalten können. Gern suche ich mir vorab aus einem Haufen neuer Romane einige heraus, die ihrem Titel nach etwa dieses zu leisten versprechen, und die Schlußabrechnung zwischen Hoffnung und Erfüllung gewährt mir immer außerdem noch ein Vergnügen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von den vier Büchern dieser Art, die ich mir für heute zurecht gelegt habe, hat nur eines durchaus den Charakter einer Märchenerzählung: Der Schelm von Bergen von Julius von der Traun (Schindler), fünfte Auflage, Wien, Grottendieks Verlag. Mit dem Namen eines alten, 1844 ausgestorbnen rheinischen Adelsgeschlechts wird eine Sage verbunden. Ein deutscher Kaiser weilt auf Besuch bei seinem Schwager, dem Grafen von Bergen bei Düsseldorf. Der Scharfrichter, der „Schelm," hat einen schönen Sohn von ritterlichem Auftreten, er gewinnt die Liebe der Kaiserin, das hätte ihm den Kopf gekostet, wenn nicht ihre Fürsprache ihn begnadigt und der Kaiser darauf ihn zum Ritter geschlagen hätte. Die Fabel ist einfach, die Erzählung kurz, der ganze Reiz liegt in der Ausführung: Schilderung von Natureindrücken und Gesellschaftsbildern in großen Zügen, lebendig, überzeugend und anheimelnd. Die Sprache ist schlicht, ohne Altertümelei. Die Kaiserin läßt sich z. B. von ihrer alten Amme erzählen, wie diese einst als Kind mit ihren Geschwistern in den geheimnisvollen Zaubergarten des „Schelms" durch die Lücken des Zauns hineingesehen und was sie dort für wunderbare Blumen und Tiere gesehen hätten: weiße Hühner, blaue Pfauen, feingehörnte Kühe; dort sprangen wie Rehe blanke Fohlen im Sonnenschein. Vor dem Brunnentroge lagen trotzige, wildblickende Hunde, auf dem Brunnenrande aber saßen sanfte schneeweiße Tauben. Über den Zaun hingen Äste, schwer von den kostbarsten Früchten, herüber; wir durften nur die Hand ausstrecken, und die schönsten davon waren unser usw. An einer andern Stelle reitet der Sohn des „Schelms" aus dem Tannenschatten des Waldes über den moosigen Wiesenrand hinaus in den Mittagsbrand der Heide. Torfmoor, in dem die trocknen Halme des grauen Schilfs, von braunen Wasseradern träg und trügerisch unterflossen, wogten und heiser rauschten, bot unwillkommne Pfade; hörbar und ängstlich patschten die Hufe des Pferdes durch den schwarzen Schlamm. Zwischen kümmerlichen Zwergbirken stand Gevatter Storch. Verdrießlich wandte er seinen Hals; seine gelbbraunen Augen schienen zu fragen: Was hat denn dieser blanke Geck zu suchen in meinen stillen Sümpfen? Nun begleiten wir den Reitersmann, wie er in den Saal des Kaisers tritt und sich unter die Gäste des Maskenfestes mischt, wo die Ritter, ihre Damen an erhobner Hand hochführend, an ihm vorbeistelzten. Dabei drückten sie mit lächerlicher Grandezza die Linke auf den Griff ihrer überlangen Stoßdegen, daß ihre Spitzen unter den Kleidersaum der nachstolzirenden Damen fuhren und ihn nicht selten bis über den letzten Ring der Schuhbänder emporhoben, was immer ringsum viel Heiterkeit erweckte und, wie es schien, einen Hauptspaß des fröhlichen Mummenschanzes abgab. — So versteht der Dichter zu schildern. Das kleine Buch ist ein wirkliches, seltnes Kunstwerk, ohne einen einzigen überflüssigen, langweiligen Zug.

Charlotte Niese, die wir bisher als die sehr realistische Darstellerin

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihres heimatlichen Volkstums kannten, des von Deutschen und Dänen bewohnten, gemischten nordschleswigschen Sprachgebiets, hat diesmal in einem mehr ausgeführten Roman: Auf der Heide (Leipzig, Grunow) ein jütländisches Gesellschaftsbild aus der Zeit der Schlacht bei Idstedt gegeben. Die Handelnden sind meist Dänen, ein gräflicher Gutsbesitzer, wohlhabende Bauern, Krugwirte, Knechte und Mägde, einzelne Deutsche kommen vor, und politischer Gegensatz wirkt mit als treibende Kraft der Handlung. Die Figuren haben zwar Ähnlichkeit mit den frühern der Erzählerin, aber sie sind fast durchweg feiner gezeichnet, sie sind zum Teil zart, weich, sympathisch, und die derben Gestalten, die sonst bei ihr vorherrschen, sind hier in der Minderzahl. Ich habe noch keine Erzählung Charlotte Nieses gelesen, die mich so angesprochen hätte. So viel Stimmung und Poesie hatten ihre frühern Bücher nicht. In dem verfallnen Schloßgarten von Trolleborg webt ein Zauber von Erinnerung und Vergangenheit, wie wir ihn kürzlich in Sophus Bauditzens Wildmoorprinzeß kennen gelernt haben. Dabei bleibt die volksmäßige Realistik, worin die Verfasserin Meister ist, da wo sie hingehört, z. B. wenn der alte Knecht von Kamphof, der seinen Herrn zum Grafen Trolle fahren soll, als der Hund mit in den Wagen springt, würdevoll sagt: „Er hat keinen Respekt. Neulich wollte er auch in den Wagen, als wir in die Kirche fuhren, aber das war noch nicht einmal so schlimm. Denn Gottes Wort ist an manchen Stellen fürs Vieh bestimmt. Aber bei einem wirklichen Grafen ist für einen gemeinen Hund nichts zu holen.“ Die kritischen Beurteiler, denen diese Wendung in Charlotte Nieses Schriftstellerei nicht entgehen konnte, standen ihr zum Teil einigermaßen fassungslos gegenüber und suchten ihrer Verlegenheit durch Schlagworte wie Phantastik und dergleichen in den Bügel zu helfen, einige auch mit dem Bekenntnis, daß sie den frühern Erzählungen den Vorzug gäben. Der Grund lag darin, daß die Verfasserin in ihre Geschichte eine Ahnfrau und einen vergrabnen Familienschatz, der ganz zuletzt gehoben wird, verflochten hat. Dieses mystische Element ist aber sehr geschickt verarbeitet, sodaß die Einheitlichkeit des Milieus nirgends gestört wird, vielleicht hat dieser Bestandteil die Verfasserin unbewußt veranlaßt, das Übrige zu heben und das Ganze etwas zu idealisiren. Ich meine darum, daß in diesem Roman ein glücklicher Fortschritt zu einer der Verfasserin neuen Gattung ausgesprochen liegt, und so schöne und durchgeführte Charaktere, wie Frau Svenstrup, Hans Christian oder die Gräfin Trolle geborne Reventlow haben wir noch nicht von ihr bekommen. Die vielfach an das märchenhafte anklingende Ausmalung paßt aber zu dem Ganzen sehr gut.

Ein eigentümliches Buch ist Der Henker von Nauplia von Johann Christoph Werner (Leipzig, Dieterich). Diese Erzählung aus dem neugriechischen Volksleben ist auf einen wirklichen Boden verlegt, aber die Ausführung ist durchweg phantastisch, und das Einzelne entfernt sich vielfach in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wenig glaublicher Weise von der Wirklichkeit. Der „Henker" ist ein junger Räuber, der, nachdem er zwei reisende Amerikaner unweit Athens aufgehoben hat, mit seiner Bande gefangen und zum Tode verurteilt, darauf jedoch unter der Bedingung begnadigt wird, daß er zehn Jahre lang, auf einer Insel bewacht, das verachtete und wegen der Blutrache gefährliche Amt des Henkers ausübe, das er zunächst an einigen seiner Gefährten vollziehen muß. Seine Geliebte, die Tochter eines dieser Opfer, teilt mit ihm das Leben des Ausgestoßenen und wird seine Frau. Die weitere Umgebung dieser Szene bildet eine ziemlich verkommne Gesellschaft von Beamten und Militärs aus der Zeit des Königs Otto, die Haupthandlung besteht in den Thaten und Kämpfen dieser Räuber bis zu ihrer Gefangennahme. Nach vielen Anfeindungen und gefahrvollen Abenteuern gelangen sie nach Amerika in den Schutz des einen der Reisenden, dem der „Henker" und seine Geliebte damals zur Flucht aus dem Lager der Räuber verhalfen, und mit einer ganz überraschenden Verlobung zwischen dem jüngsten Mitgliede der ehemaligen Räuberbande und einer Schwester des reichen Amerikaners schließt die Erzählung. Die Darstellung ist geschickt, die Schilderung oft sehr spannend, aber erwärmen können wir uns trotz aller Romantik doch nicht für das seltsame Milieu dieses Professorenromans.

Das letzte unsrer Bücher: Das Idyll von Capri, aus der Bildermappe des Beatus Rhenanus, herausgegeben von Theodor Birt (Marburg, Elwert) ist nun in der That von einem wirklichen Professor geschrieben worden, der sich schon durch manche nicht fachwissenschaftliche Schrift bekannt gemacht hat. Diesmal giebt er eine Liebesgeschichte, die er in die Zeit verlegt, wo der Kaiser Tiberius sich auf die Insel zurückgezogen hatte; ihre Bewohner und der Hof des Kaisers bilden die weitere Umgebung. Die Schilderung bedient sich einer feinen Naturmalerei und aller der kleinen, entlegnen historischen und antiquarischen Kenntnisse eines außergewöhnlich unterrichteten Philologen, sodaß in dem ganzen Bilde, wenn es jemand nachprüfen möchte, gewiß kein falscher Strich zu finden sein wird. Für den Kenner oder Freund des Altertums ist die Lektüre dieses kleinen Buches gewiß ein ausgesuchter Genuß. Hat das Bild aber auch, abgesehen von diesem Neigungswerte, für andre zum Verstehen eignes Leben genug, als selbständige Dichtung? Nach meinem Eindruck wirkt die Schilderung an vielen einzelnen Stellen durchaus überzeugend, an andern scheint dann freilich Klio mehr beteiligt als eine ihrer Schwestern, und das Ganze dürfte heutigen gebildeten Lesern etwa so vorkommen, wie der jetzt ja viel wieder genannte spätgriechische Roman den Leuten seiner Zeit erschienen sein mag. Auch das Wunderbare und Geheimnisvolle, was in dem Idyll von Capri sehr hervortritt, ist von dieser Art: es besteht in Ahnungen, Sinnestäuschungen und Vorbedeutungen. All die bunte Farbenpracht kann doch die schwermütige Stimmung nicht verscheuchen. Das Märchen mit seinem leichten,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

heitern Schimmer wirkt anders. Aber für jeden historisch gebildeten und gestimmten Besucher wird ja auch die vom Leben der Geschichte durchfurchte Insel etwas ganz andres sein, als ein angenehmes Naturbild, eine sogenannte schöne Gegend. Und für einen solchen könnte, sei es zur Vorbereitung oder zur Erinnerung, keine willkommnere Gabe gedacht werden, als dieses durch und durch feinsinnige Büchlein.

Zur Abrüstungsfrage

Der Vorschlag des Zaren an die europäischen Staaten, zu einer Versammlung zusammenzutreten, die eine allgemeine Abrüstung beschließen soll, ist sehr bald nach Bismarcks Tode gekommen. Ob man den Tod des großen Kanzlers abgewartet hat, ehe man mit diesem Vorschlage hervortrat? Jedenfalls würde Bismarck nicht verfehlt haben, seine Meinung über die Sache auszusprechen, und die würde aller Wahrscheinlichkeit nach auf das Zustandekommen der Konferenz in der Weise, wie sie sich die Friedensfreunde vorstellen, ungünstig eingewirkt haben. Denn schon am 2. März 1880 hat der Kanzler dem württembergischen Abgeordneten von Bühler auf einen Abrüstungsantrag schriftlich geantwortet: „Ich bin leider durch die praktischen und dringlichen Geschäfte der Gegenwart so in Anspruch genommen, daß ich mich mit der Möglichkeit einer Zukunft nicht befassen kann, die, wie ich fürchte, wir beide nicht erleben werden. Erst nachdem es Ew. Hochwohlgeboren gelungen sein wird, unsre Nachbarn für Ihre Pläne zu gewinnen, könnte ich oder ein andrer deutscher Kanzler für unser stets defensives Vaterland die Verantwortlichkeit für analoge Anregungen übernehmen. Aber auch dann fürchte ich, daß die gegenseitige Kontrolle der Völker über den Rüstungszustand der Nachbarn schwierig und unsicher bleiben und daß ein Forum, das sie wirksam handhaben könnte, schwer zu beschaffen sein wird." Mir scheint, daß die hier von Bismarck ausgesprochnen Bedenken auch heute noch bestehen. Vor allem fehlt Frankreichs endgiltige Anerkennung des durch den Frankfurter Frieden vom 10. Mai 1871 geschaffnen Zustandes. Solange Frankreich sich nicht darein findet, daß Elsaß-Lothringen, das ihm unrechtmäßigerweise fast zwei Jahrhunderte lang angehörte, wiederum an den rechtmäßigen Besitzer, das Deutsche Reich, zurückgefallen ist, so lange kann von einer Abrüstung keine Rede sein, wenigstens bei uns nicht.

Bei den andern Großstaaten widersprechen die Thatsachen der Gegenwart gleichfalls den Bestrebungen nach Abrüstung. Der soeben abgegangne Kriegs-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG